

*Eine Fotografie ist ein Geheimnis über ein Geheimnis. Je mehr sie einem sagt, desto weniger weiß man. Diane Arbus*

Fotografien sind Bruchstücke der Welt, aus der Welt. Sie sind Spur einer Abwesenheit, zugleich aber geben sie Präsenz, beglaubigen sie Existenz. Im Laufe der Zeit allerdings löst sich diese Vertäuerung mit der Realität immer mehr auf, jedes Foto triftet irgendwann in eine schattige Vergangenheit, wird ein Zitat, das in beliebige Zusammenhänge eingebaut werden kann. Fotografien bewahren Etwas, zugleich aber reißen sie dieses Etwas aus der Zeit, sie geben offensichtlich objektiv die Wirklichkeit wieder, zugleich aber eignen sie sich, wie Susan Sontag gezeigt hat, für allerlei alchemistischen Prozesse: Wie sie am Maßstab der Welt herumbasteln, so werden sie ihrerseits benutzt und verändert, vergrößert oder verkleinert, retuschiert, beschnitten, bearbeitet. Als Bündelungen der Welt drängen sie danach selber gebündelt zu werden, sie werden gesammelt, in Alben geklebt, gerahmt, archiviert, in Bildbänden zusammengefasst und formulieren so einen Korpus repräsentativer Bilder, visueller geflügelter Worte, freischwebender Partikel, die sich dann und wann und in je verschiedenen Kontexten niederlassen, niederschlagen: ein imaginärer Bildbesitz, flüchtig, hartnäckig, wahllos, prägnant. Fotos und gerade auch die Pressefotografie haben unsere Sicht auf die Welt verwandelt, nicht mehr nur das Geschehen im Hier und Jetzt wird wahrgenommen, sondern die entferntesten, abgelegensten Ereignisse treten in's Blickfeld, als *abstracts*, als Kurzformeln oder Miniaturen der Wirklichkeiten, in denen wir leben. Fotos liefern Beweismaterial, sind Dokumente, Tatsachen vermittelnd, verklärend, neutralisierend. Ihre immer wieder beschworene Nähe zur Realität produziert zugleich auf anderer Ebene Distanz, impliziert ein Abstandnehmen von eben dieser Realität.

Monika Bartholomé geht in ihrer künstlerischen Arbeit mit solchen Informationssplintern um. Sie sammelt und versammelt Zeitungsfotos, die banalen Bildabfälle unseres medialen Zeitalters. Diese *objets trouvés* werden von ihr subtil und ironisch bearbeitet, formatiert und akzentuiert durch schwarze Übermalungen von Details, von einzelnen Figuren oder Objekten. Ein Positives verkehrt sich so in ein Negatives, in ein beinahe Nichts. Es entstehen Schattenrisse, Silhouetten, die das ‚aktuelle‘ Foto zurückbinden an eine der Frühformen der massenhaften Porträtherstellung, den Scherenschnitt, der den Wegfall des Augenkontakts als Zuspätkommen der Ausdruckskraft des Dargestellten durch die unpersönlichere Umrisslinie zu kompensieren versucht und eine stumme Ähnlichkeit hervorbringt. Es sind nicht die Ikonen der Pressefotografie, Bilder die jeder Zeitungsleser im Gedächtnis hat, auf die der Blick Monika Bartholomé's fällt, sowohl in der Wahl des Fotos als auch der aus dem Foto herauspräparierten Details folgt sie ihrer Intuition, dieser seltsamen/unbegründeten Anziehungskraft, die von manchen Fotos ausgeht. Diese Haltung korrespondiert mit dem Widerspruch, der nach Roland Barthes die Fotografie charakterisiert: der unbeschränkten, unbedarften, gleichsam blinden Kontingenz, diesem Zeigegestus auf das Wirkliche, der tendenziell unendlich und unklassifizierbar die Realität in ihrem unerschöpflichen Ausdruck zu begreifen versucht und der Einzigartigkeit jedes Fotos, aus der das *Punktum*, das Loch, der kleine Fleck hervorschießt, als etwas was besticht, trifft, das ziellose Interesse skandiert und aus dem Gleichgewicht bringt. Und wie die Fotografie Dinge und Personen für einen Augenblick nebeneinanderstellt, die im nächsten Moment schon wieder getrennt sind, so stellt Monika Bartholomé die ausgeschnittenen, überarbeiteten Fotos dann zu Gruppen zusammen, als Bilderreihen an der Wand, als Kassetten oder Leporellos und aus solchen Montagen von Einzelbildern springen dann – wie im Paradox und aller Zufälligkeit des Ausgangsmaterials zum Trotz – seltsame und unerwartete Ähnlichkeiten heraus: Die Bildergruppen decken eine unterirdische Welt von Analogien zwischen den unterschiedlichsten Dingen auf, eine Kette von Situationen, die einander spiegeln, ergänzen und kommentieren. Durch die punktuelle Schwärzung,

die das Foto-Fundstück zugleich löchert und akzentuiert, ergeben die Bilder an der Wand in ihrem eindringlichem Rhythmus ein rätselhaftes Ornament oder eine Bilder-Schrift, die zugleich gesehen und gelesen/entziffert werden will, (so wie die frühe Fotografie mit der Schrift verglichen wurde: Heliographie, Sonnenschrift war Niépces Bezeichnung für den Vorgang, durch den das Bild auf die Platte gebannt wird). Mitunter werden die Bild-Anordnungen zudem durch ebenfalls gefundene Sätze unterbrochen, die der Entschlüsselung – scheinbar – auf die Sprünge helfen und doch den Zitat- oder Sprichwortcharakter der aus dem Zusammenhang gerissenen Fotos untermalen und die Verbindung der disparaten Bruchstücke in ein vielschichtiges Gedankenspiel hineinziehen. Der Vervielfältigung und Zersplitterung der Realität, die jeden Akt des Fotografierens begleitet, antwortet Monika Bartholomé mit einer neuen, eigenwilligen Abfolge, einer ganz anderen Erzählung, die die Einzigartigkeit und die Willkürlichkeit des im Foto eingefrorenen Moments zugleich bewahrt und aufhebt.

Jede Fotografie lebt nach Susan Sontag von einer Doppelbewegung, indem sie fremde, exotische Dinge heranzieht und vertraut macht, indem sie im selben unkomplizierten Akt vertraute Dinge verkleinert, abstrahiert, mit Fremdheit auflädt, so als ob man durch beide Seiten des Fernglases zugleich schaut. Die schwarzen Übermalungen scheinen diese Doppelbewegung noch einmal freizulegen, einerseits springen die blinden Flecke der Bilder einen förmlich an, kommen ganz nah an den Betrachter heran, andererseits aber wird genau dadurch das Bild/das Abgebildete in eine unüberbrückbare Distanz gerückt, die Personen und Dinge entziehen sich dem Blick, so als ob ihre lebendige Wiedergabe ausgehöhlt, entleert und ganz flach würde. Ein Gefühl der Unreichbarkeit zeichnet diese Bilder aus, des Entschwindens, der Ferne. Die trivialen Bild-Botschaften, wie wir sie täglich im Übermaß konsumieren, verwandeln sich durch die Eingriffe in poetische Objekte der Melancholie, zu Zeugen der Vergänglichkeit, der Fragilität der Existenz von Dingen und Menschen. Unsere Bilderwirtschaft hat immer auch etwas von einem nur scheinbaren Besitzen und Verstehen an sich und gleicht darin der Erinnerung, die nie Wiederherstellung, sondern immer nur ein nachträgliches Supplement sein kann, ein schattenhafter Ersatz ursprünglicher Erfahrung. Unbeständigkeit, Verlust, und Nachzeitigkeit prägen unser In-der-Welt sein, und die Erinnerung ist (wie die Fotografie) ein sehr unvollkommenes Heilmittel für die Wunden der Zeit. Schichten von Bildern, scharf konturiert oder verschwommen, schieben sich im Erinnern übereinander, überlagern sich. Und wie sich die Anamnese der aktiven Verfügung entzieht, wie ihre ‚ewigen Augenblicke‘ unkontrolliert und unvermutet in das absichtsvolle Gewebe jeder Geschichts-Konstruktion einschlagen, so reißen Monika Bartholomé's Interventionen Löcher in ihre eigene Bildergeschichte, zeigen etwas, was sich nicht mehr sehen läßt. In der Bewegung der Bildfolgen, ihrem Auf und Ab an der Wand zeichnen die Foto-Überarbeitungen die enigmatische Ambivalenz der Bilder nach: Sie können sich ganz verschließen, verstummen, sie können beredter sein als jeder Text. Es ist oft festgestellt worden, daß die Erinnerung immer nur Einzelbilder, isolierte Sinnesvorstellungen zu Tage fördert, die gleichsam daguerreotypisch sich eingepägt haben. Das Gedächtnis arbeitet sozusagen mit Standstills, die von der Erinnerung elastisch und flexibel in immer neue Kontexte, in unser sich wandelnden Ich-Dossier eingefüttert werden. Monika Bartholomé's Archive koppeln solche Standbilder aneinander, und wie die ab und an aufblitzenden Erinnerungsbilder erhalten sie ihre Bedeutung *in situ*, als ganz gegenwärtige Emanationen eines vergangenen Wirklichen, zugleich aber erfahren wir in den und durch die dunklen Einbrüche in die Bilder, in dieser Andeutung auf ein plötzliches Entgleiten von etwas, was gerade noch da war, den Verlust, die Unwirklichkeit, die Entrückung jedes Realen: Monika Bartholomé's Inventare entfalten – wie jedes *memento mori* - im Jetzt, im Sehen ein Bewußtsein von verschwindender Präsenz